

sie ins öffentliche Licht rückte, war für sie noch lange kein Ansporn, ihr Privatleben mitzuteilen.

Als ich sie zum erstenmal sah, trat sie aus dem Portal des Marmorschlosses, das Schliemanns romantischer Wunsch nach Glanz und Herrschaft als schönstes Haus des neuen Athen sich einst gebaut hatte, 25 Jahre nach seinem Tode noch in Schwarz gekleidet, wie Niobe, aber geschmückt mit einer großen Perlenkette wie eine der Fürstinnen, die Tintoretto gemalt hat. Es war im Krieg, sie war damals eben sechzig und hatte das Air einer Königin-Witwe.

Zwei turbulente Jahrzehnte hatte sie mit Schliemann verbracht und dem um 33 Jahre älteren Manne zwei Kinder geboren. Eine Reihe von Sommern, aber auch die Zeit der Märzstürme, die eisig über die Ebene von Troja fegen, hatte sie mit ihm in Holzhütten verbracht, in Glut und Kälte auf dem Boden kauend, um mit Spaten und Messer dem Golde sagenhafter Könige nachzugraben. Dann hatte sie ihre Ruhe, die Pflege ihrer kleinen Kinder; eingeborene Gewohnheiten hatte sie seiner Eitelkeit geopfert, damit er sie bei glänzenden Banketten in London und Paris als seine Königin vorführen konnte, was ihrer Natur durchaus entgegen war. Bei den langjährigen Ausgrabungen in Mykene und Troja hatte sie die Kämpfe Schliemanns mit dem türkischen und dem griechischen Staate nicht bloß an seiner Seite bestanden, zuweilen auch durch Klugheit ausgeglichen; dann wieder hatte sie gemeinsame Bücher selbst übersetzt oder die Angriffe der legitimen Archäologen gegen den genialen Dilettanten mit ihm zusammen abweisen müssen. Wenn er sie in der Jugend durch die Museen Europas schleppte, wenn er sie dann sechs Sprachen zu lernen zwang oder als rechter Haustyrann sie in dem unbequemen Palast ohne Diwan und ohne Gardinen mit den Dogmen seiner Hygiene quälte; wenn er mit seinen plötzlichen Entschlüssen für zwei Wochen nach Kuba fuhr, um dort seine Eisenbahnaktien zu verkaufen, oder ein andermal in das alte norddeutsche Pfarrhaus, in dem er arm, leidend und ohne Hoffnung herangewachsen war: immer mußte sie ihre ererbten und natürlichen Wünsche nach Gestaltung eines orientalisches ruhenden Lebens zurückstellen und das Wirken ihrer eigenen Seele dämpfen.

Ich habe, als ich sie in ihren letzten Lebensjahren oft im vertraulichen Gespräche hörte, in Athen oder in der Schweiz, niemals zu fragen gewagt, ob sie glücklich war; man sollte diese Frage niemand stellen. Schliemanns zäher, diktatorischer Charakter, dem sie doch viel mehr diente als er ihr, war nicht gemacht, auf Freunde oder Mitarbeiter einzugehen, am wenigsten auf die Frau seiner Wahl.

So stand die damals Sechzigjährige, als sie mir im Athener Museum ihre mykenischen Schätze zeigte, mit seltsamer Fremdheit über die Glaskästen gebeugt, die sie selber vierzig Jahre vorher gefüllt hatte. „Dort diesen Stierkopf von Gold“, sagte sie, „habe ich damals mit dem Taschenmesser ausgegraben, denn Schliemann wollte es niemand anvertrauen. Es hat vier oder fünf Tage gedauert, es war Juli.“

Diese Frau, die, wenn irgendeine, die echte und produktive Mitarbeiterin ihres Gatten war, hatte nach seinem Tode das Interesse an dieser von ihr selber miterleuchteten Vorwelt verloren; aber sie hat sich als eine sehr reiche Frau doch nicht ins Weltleben gestürzt. „Als er mir tot ins Haus gebracht wurde (er starb Weihnachten 1890 allein in Neapel), da habe ich ihm den Homer in den Sarg gelegt und ein Bild von uns beiden. Meinen Sie nicht, daß das richtig war?“